

Kindheit und Jugend in Küsnacht in Kriegszeiten

Myrtha Frick

Seit 87 Jahren lebe ich hier, bin also – wie das diesjährige Jahrheft-Thema lautet – in Küsnacht aufgewachsen. Die prägendste Zeit meiner Kindheit fiel in die Jahre des Zweiten Weltkriegs (1939–1945), in eine bedrohliche, entbehrungsreiche Zeit.

Auch heute leben wir – corona-bedingt – wieder in schwierigen Zeiten. Für uns alte Menschen ist der Lockdown keine Katastrophe; wir hatten unsere guten Zeiten. Ob es jüngeren Generationen, die jetzt auf vieles verzichten müssen, ein kleiner Trost sein kann zu lesen, was damals nicht mehr möglich war, was rationiert war, was für Gefahren bestanden?



Myrtha Frick, lebt seit 87 Jahren in Küsnacht



Während dem Winter lebte unsere Familie den ganzen Tag im kleinsten Zimmer des Hauses.

Auch vor dem Zweiten Weltkrieg lebte man bei uns bescheidener, als dies in der Schweiz in den vergangenen fünf bis sechs Jahrzehnten möglich wurde. Das Kriegsgeschehen rund um unser Land veränderte die damalige «normale Lage» aber drastisch:

Es gab plötzlich keine Importe mehr, das heisst kein Benzin für die wenigen schon vorhandenen Autos; private Autos mussten für die Armee gestellt werden. Es gab kein Heizöl und keine Kohle. Während sechs Wintern lebte unsere 6- bis 7köpfige Hausgemeinschaft den ganzen Tag im kleinsten Zimmer des Hauses, rund um ein kleines, so genanntes «Allesfresseröfeli» herum, das man mit Holz, Papier, Abfällen – was man halt hatte – fütterte. Die Schlafzimmer blieben kalt, die Betten wurden nur mit einer kleinen Gummi-Bettflasche erträglich gemacht.

Und die Kriegswinter waren eiskalt. Mehrmals war der Zürichsee teilweise gefroren. Ich erinnere mich, wie die Küsnachter Soldaten, die in Biberbrugg stationiert waren, an den seltenen Urlaubssonntagen auf dem Eis über den See zu ihren Familien kamen.



Viele Männer mussten 1939 mit der Generalmobilmachung zum Aktivdienst einrücken.

1939, mit der Generalmobilmachung, mussten sehr viele Männer, auch unser Vater, zum Aktivdienst einrücken. Sie waren jeweils viele Wochen lang fort. Derweil lernten wir im Handarbeitsunterricht bei Fräulein Sophie Gimpert stricken. Wir strickten in der Schule und zu Hause für die Soldaten warme Socken, Schals, Pulswärmer. Die feldgrüne Wolle dafür erhielten wir ohne Rationierungsmarken; während ziemlich alles andere, was man im Alltag brauchte, fast alles Essbare rationiert war: Nicht nur Textilien, Schuhe, Lederwaren, Seife, Waschmittel. Ganz besonders einschneidend war die Rationierung von Brot, Milch, Käse, Butter, Fleisch, Mehl, Teigwaren, Reis, Mais, Hafer, Hülsenfrüchten, Öl, Fett, Eier, Schokolade. Ostereier zum Beispiel gab es sechs Jahre lang nicht; wir freuten uns schon riesig, wenn Oma uns bunte Seifen-Eier zu Ostern brachte; denn auch Seife war ja rationiert.

Kühlschränke gab es in Privathaushalten damals noch kaum. Im Winter war das kein Problem; man konnte Milch, Butter, Käse, Eier im Keller, eventuell sogar vor dem Fenster aufbewahren. Die uns zugeteilte Milch rahmten wir jeweils während der ganzen Woche ab und drehten am Samstag das Abgerahmte zu einem kleinen «Buttermödeli» für den Sonntag. Übrigens gab es auch noch keine Waschmaschinen; für die monatliche grosse Wäsche fanden sich tüchtige Hilfen, Frau Scheidegger für die Wäsche, Fräulein Freimann als ausgezeichnete Glätterin.

Mit der Anbauschlacht, dem «Plan Wahlen», hatte der damalige Bundesrat Wahlen eine gute Arbeit geleistet. Nur ein kleines Beispiel seiner Vorsorge: Damit wir Kinder nicht Mangel litten, erhielten wir in der Schule in der grossen Pause täglich ein Glas Pausenmilch. In den Gärten gab es keinen Rasen mehr. Stattdessen wurden Kartoffeln, Mais, Bohnen und Kohl in den Gärten angebaut. Man erntete keine Frühkartoffeln, man liess die Knollen gross und nahrhaft werden. Waren die Winter in den Jahren 1939–1945 eiskalt, so waren die Sommer warm und trocken, so trocken, dass es wochenlang verboten war, Gartenschläuche zu benutzen; die Anbauschlacht im Garten musste allein mit der Giesskanne bewältigt werden.

Eine wichtige Hilfe in der Anbauschlacht waren die grösseren Schüler, die in den Ferien Landdienst leisteten und auf den Feldern halfen; während die männlichen Hilfskräfte an den Landesgrenzen standen. Eine sinnvolle Hilfe, die wir kleineren Kinder in dieser Zeit leisten konnten, war das Sammeln: mit unserem kleinen Leiterwagen zogen wir einmal in der Woche von Haus zu Haus im Dorf und sammelten wertvolle Güter: in der einen Woche das Altpapier, in der nächsten Woche Glas, dann Altmetall und in jeder Woche den Wochenbatzen für das Rote Kreuz. Das konnten wir schon mit 8 und 9 Jahren tun. Küssnacht war ja noch viel kleiner als heute. In meiner Schulzeit lebten in unserem Dorf – wie wohl damals auch in der ganzen Schweiz – nur rund halb so viele Menschen wie heute; und man kannte einander.

Eine Besonderheit, die man im Frühling einsammeln musste, waren die Maikäfer, die es zu jener Zeit noch in Massen gab und die die Kartoffelstauden in den Gärten schädigten. Im Frühling musste man jeweils pro Woche und Garten einen Eimer voller Käfer im Schulhaus abliefern. Diese wurden zu Hühnerfutter verarbeitet; – und danach schmeckten frische Eier etliche Wochen lang nach Maikäfer. In unserem Garten hatten wir aber kaum jeweils genügend Maikäfer. Um unser Kontingent zu erfüllen, rannten wir oft frühmorgens ins Tobel und schüttelten dort die Käfer von den Ahornbäumen.

Im Herbst, bei der Kartoffelernte in den Gärten, half man sich in der Nachbarschaft gegenseitig: z.B. erntete man am Montag bei Baumgartners, am Dienstag bei Roses, am Mittwoch bei uns usw. Wie man überhaupt – nicht nur in der Nachbarschaft, allgemein im Dorf – einander hilfreich war. Zur freundlichen gegenseitigen Anteilnahme trug wohl auch bei, dass der Milchmann Schneebeli, der Bäcker Dürr, der Gemüsehändler Scheidegger, der Metzger Bolliger mit ihren Handwagen mehrmals wöchentlich von Haus zu Haus kamen. Einmal wöchentlich hielt – als das Allerneueste – ein Migros-Wagen auf der damals noch nicht asphaltierten Kreuzung Alte Landstrasse/Schiedhaldenstrasse, bis Migros und Konsum ihre Geschäfte im Dorf eröffneten.

Neben der Bäckerei, der Metzgerei, dem Milchmann gab es weitere wichtige Geschäfte im Dorf, z.B. den Buchbinder Wolf, der meine zerfledderten Bücher immer wieder kunstvoll reparierte; und das «Italienerlädeli» von Herrn und Frau Bertoldini (auf dem heutigen grossen Parkplatz), wo ich lernte, wie man richtige italienische Polenta kocht. In der Papeterie der beiden Fräulein Brupbacher und in der Drogerie von Herrn Stärkle besorgte ich mir meine Mal- und Zeichenutensilien.

Besonders lieb war meinem Bruder und mir der Radio-Lehmann, das Radiogeschäft; später führte Herr Lehmann auch ein erstes Kino im Dorf, und Frau Lehmann leitete die Kasse und liess uns ein. Dank Frau Beatrice Alther-Wenzel, der Musiklehrerin, spielte mein Bruder damals schon recht gut Geige. Herr Lehmann seinerseits hatte Freude an dem musikalischen Buben, der bei ihm gern nach Grammophonplatten Ausschau hielt; nach den alten grossen, 78tourigen, die man alle 8–10 Minuten wenden musste. Einmal rief Herr Lehmann meinen Bruder ins Geschäft, er habe etwas Neues für ihn, eine kleine 45tourige Platte. Es war Johann Sebastian Bachs Orgel-Kantate «Jesu bleibt meine Freude», die er meinem Bruder schenkte. Diese Platte hörten wir viele hundert Mal, vor allem wenn nachts – wie so oft – der unheimliche Fliegeralarm ertönte. Da sassen wir beiden Halb-



waisen im Finstern auf unseren Betten und hörten die Kantate mehrmals hintereinander, bis der erlösende Endalarm erklang.

Denn unheimlich und einschneidend waren in diesen Zeiten auch die totale nächtliche Verdunkelung und die Fliegeralarme. Immer wieder drangen fremde Flugzeuge in unsere Grenzen ein; 3–4 Mal warfen sie sogar Bomben ab. Deshalb musste nachts in unserem Land totale Finsternis herrschen. Keine Strassenlampe brannte, jedes Fenster musste lichtdicht verschlossen sein. Velos und Autos (z.B. Ärzte) mussten mit zum Boden gerichtetem Blaulicht unterwegs sein.

Kinder sind – wohl damals wie heute – öfters krank. Dann sass immer wieder unser geliebter Kinderarzt Dr. Schollenberger an meinem Bett und wusste Trost und Rat; bei allen Kinderkrankheiten, bei einer Gelbsucht und auch nach meinem schweren Schlittelunfall. Das war in der sechsten Klasse, als halt doch einmal ein Auto auf der Schlittelbahn entgegenkam. Danach lag ich vier Wochen lang im Kinderspital. Gleichzeitig herrschte eine Scharlach-Epidemie; niemand durfte mich besuchen – ausser meiner guten Oma, die täglich durch Eis und Schnee ins Spital kam. Nach den Spitalwochen lag ich noch etliche Wochen zu Hause in einer Schiene. Ich fehlte im Unterricht bis zum Ende des Schuljahrs. Und ich hätte wegen dem Unfall nicht einmal an der Schulschlussfeier mit unserem Lehrer Herrn Kleb teilnehmen können, wenn mich nicht vier unserer Buben, Röbi und Jörg de Boer, Urs Brunner und Harry Wegenstein, in unserem Leiterwagen mit ihren Velos zur Abschlussfeier auf die Waid gezogen hätten. – Wurde schliesslich mein Unfall für Urs Brunner Anstoss dafür, dass er später Professor für Unfallchirurgie wurde?

Mehrmals war ich ausgerechnet an Weihnachten krank und konnte nicht an der Sonntagsschulweihnacht teilnehmen. Deshalb ist mir Herr Hugo Becker, der damalige Sigrist unserer Kirche, in lieber Erinnerung; denn er brachte mir nach der Feier jedes Mal mein Päcklein mit einem kurzen Besuch.

Nach Kriegsende war nicht alles gleich wieder wie zuvor. Reisen waren noch etliche Jahre nicht möglich. Die Rationierung bestand noch, als wir 1947/48 den obligatorischen Hauswirtschaftskurs absolvierten. In den Nachbarländern, vor allem in Deutschland, herrschte noch lange Zeit Not. In den Abschlussklassen, also 1949 und 1950, sammelten wir Schülerinnen immer wieder Hilfsgüter für ein Kinderheim in Bochum, die wir mit langen Listen für den Zoll zur Post brachten. Und noch in meiner Lehrzeit zur Arztgehilfin bei Dr. Constam fanden sich in den Krankengeschichten die grossen gelben Formulare, mit denen der Arzt während der Rationierung Sonderzulagen für Diabetiker beantragen konnte. Auch 1952 noch freuten wir uns im Labor, wenn eine Bauersfrau aus der Ostschweiz zur Konsultation kam; denn sie brachte meist ein paar von ihren selbst produzierten Würsten mit – für uns damals noch eine absolute Rarität.

In unserer Kindheit und Jugend war für uns während des Kriegs und noch etliche Zeit danach wegen Rationierung, Verdunkelung, Landdienst, Anbauschlacht vieles nicht mög-

lich, was heute selbstverständlich ist. Trotzdem habe ich unzählige schöne, liebe, freundliche Erinnerungen an meine Kindheit in Küsnacht: an Freundinnen, Nachbarn, freundliche Hilfen in Haus und Garten; an Sommerstunden in unserem herrlichen Strandbad; an den Schübelweiher, das Tobel, die Ruine Wulp, alles Orte, an denen wir unzählige glückliche Momente verbrachten. An die Stunden, in denen wir Handarbeiten machten, bastelten - und sehr viele Bücher lasen: aus der Dorf-Bibliothek wie auch aus Vaters Bücherschränken, von Bambi bis Shakespeare in der genialen Übersetzung von Schlegel und Tieck.

Clubs, Partys, Bars gab es noch gar nicht; – aber was man nie besass, vermisst man auch nicht.



In diesem stattlichen Einfamilienhaus in Küsnacht wuchs die Autorin auf.